

Handreichung zum Sonntagsbrevier



EINLEITUNG

Handreichung ist das aus dem Gebrauch gekommene deutsche Wort für das englische „manual“, im Deutschen nun als „Gebrauchsanweisung“ bezeichnete beigelegte Blättchen für alle möglichen technischen Dinge. In der Liturgiegeschichte sprach man auch vom Zeremoniale: So ist Gottesdienst zu feiern, auf diese Weise soll man tun, was zu tun ist, „Agende“, das zu Tuende. Ich spreche hier gern mit dem alten, außer Gebrauch gekommenen Wort „Handreichung“, denn in der Liturgie vertrauen wir einander in persönlicher Weise uns im Glauben einander an. Am Ende des Abendmahls ist es in vielen Gemeinden üblich geworden nach der Kommunion einander in großem Halbkreis vor dem Altar an den Händen zu fassen und ein Sendungswort zu empfangen. Dies ist ein schönes Bild für unser Miteinander in der Liturgie. Unsere Gemeinschaft, Kirche, bestimmt sich von unserem gemeinsamen Stehen vor Gottes Gegenwart her. In diesem sei das Folgende eine kleine Handreichung für die Liturgie dieses Sonntagsbreviers und auch von Liturgie überhaupt gemäß unserer Lutherischen Tradition.

Unsere liturgische Tradition ist freilich nicht mehr ungebrochen, wie zum Beispiel in den Orthodoxen Kirchen, wo man an der Göttlichen Theologie des Chrysostomos nichts ändern darf. Weil der Gottesdienst in unseren protestantischen Kirchen nicht einfach mehr nach vorgeschriebener Ordnung abzubeten ist, sondern man ihn mit gewisser Freiheit gestalten möge, auch nach einem „Baukastenprinzip“ zusammensetze, heißt das entsprechende Buch nicht mehr Agende, sondern Gottesdienstbuch.

Das erfordert von den PfarrerInnen oder LektorInnen freilich, dass sie nicht nur professionelle PredigerInnen, sondern auch ebenso versierte LiturgInnen sind. Man kann hoffen, dass sie dies auch im guten und sachgemäßen Sinn vermögen. Damit haben sie freilich sich Großes vorgenommen. Predigen waren von Anfang an in der Geschichte der Kirche eine Frage der Gestaltung. Eine Predigt war nicht wie die andere. Anders stand es um die Liturgie. Da konnte es um einige Worte oder auch Gesten zu heftigsten Auseinandersetzungen kommen, wenn daran etwas geändert wurde. In der Tradition des Pietismus dann wurde das „freie Gebet“ bis zur Behauptung, allein ein frei formuliertes Gebet sei echt, authentisch. Das Vaterunser freilich blieb die große Ausnahme, ebenso wie das Gebetbuch der Bibel, der Psalter. Allerdings macht auch daran das Ändern nicht Halt: Man sucht beständig nach Übersetzungen in „zeitgemäßer“ oder „gerechter“ Sprache... Man möchte einerseits dem Urtext in diesem oder jenem Punkt näher kommen,

andererseits in den Sprachgewohnheiten der Menschen heute die Bibel wiedergeben. Beides zugleich zu wollen, führt entsprechend auch immer wieder in offene Widersprüche. So muss man immer wieder bei ihnen auch sagen: So ist es in der Bibel aber nicht gesagt. Die revidierte Lutherübersetzung oder Römisch-Katholischer Einheitsübersetzung bilden am ehesten noch eine Balance dabei. Auch will sie eine schöne Sprache sein, und angesichts des liturgischen Unterfangens, der Herrlichkeit Gottes gerecht zu werden, ist dieses Argument mehr als nur eine Äußerlichkeit. Prophetensprüche, Psalter, das Hohelied waren ausgesprochene Poesie. Auch die Evangelien sind keine trockene Berichterstattung, man lese nur einmal im Johannesevangelium.

Hier ist ein Seitenblick zu anderen Konfessionen angebracht: Für die Orthodoxie ist schon unser Gottesdienstbuch etwas eher Unverständliches: Wie kann man sich so überheben und den Schatz überlieferter Gebete derart missachten und sich einbilden, es nicht nur ebenso gut, sondern besser machen zu können?

Mein Unterfangen hier kann nicht umhin, auch etwas „Neues“ in der Form anzubahnen. Aber es versteht sich als Re-Form im guten Sinn, wie auch in der Reformation den Gottesdienst, wie er im Spätmittelalter sich entfaltet hatte, auf alte Formen zurückzuführen. Die Reformatoren wehrten sich beständig und vehement, als Neuerer angesehen zu werden. Mein Versuch dieses Breviers ist aus der Not geboren und ist darum wohl auch eher ein Provisorium: Es soll kein Predigt- und Abendmahlsgottesdienst ersetzt werden, sondern eine Nothilfe auf Zeit gegeben werden, wo der volle Gottesdienst nicht möglich erscheint. Das geht nicht mit einer einfachen Kürzung. Ziel dieser Ordnung ist es, den Wunsch nach vollem Gottesdienst neu zu erwecken oder aufrecht zu erhalten, ihn drängend werden zu lassen. Dafür muss man nach meinem Verständnis so dicht wie möglich sich an die Quellen begeben.

Die uns überlieferten Gebete lehren uns beten, vor allem, wenn wir es gemeinsam tun. Sie werden nur von persönlichen Anliegen, dem „Gebet im Kämmerlein“ (Mt 6) ergänzt. Man kann im Kämmerlein wie im öffentlichen Gottesdienst beten, sollte aber nicht alles, was im Kämmerlein aus dem Herzen fließt auch öffentlich beten, dann kommt es ganz schnell zu dem, was Jesus in Matthäus 6 kritisierte. Ich biete hier in meinem Provisorium etwas Abzulesendes, was nicht nur ich als Pastor für theologisch verantwortbar finde, sondern was dem Maßstab öffentlichen Gebets in der Kirche Genüge tun kann. In der Römisch-Katholischen Kirche gibt es Messbücher, aus denen

auch die Priester die Liturgie jeweils ablesen können und sollen, und die beständig revidiert werden. Es ist also nicht Ungewöhnliches, was ich hier tue. Ich hätte mir gewünscht, dass unsere Kirche sich dieser Aufgabe annimmt, aber vielleicht ist das auch nichts, was eine Arbeitsstelle oder ein übergemeindliches Institut für Gottesdienst leisten sollte. Entscheidende Quellen in der Liturgiegeschichte verdanken sich vor allem im Bereich der Anstöße Einzelnen, und vielleicht regt mein Büchlein Menschen an, solches besser als ich zu leisten. Weit besser freilich wäre es allerdings, wenn in möglichst vielen Kirchen wieder Gottesdienst im vollen Sinn gefeiert werden können und nicht mehr und mehr Gottesdienste entgegen dem Feiertagsgebot „ausfallen“, wegfallen, am Sonntag die Kirchentüren geschlossen sind. Das sollte uns bis ins Mark schmerzen, wenn mehr und mehr Kirchen am Sonntag Vormittag verwaist sind. Die Kirche selbst „organisiert“ dagegen Gottesdienstpläne, in denen das dann als normal erscheint.

Das macht uns auch deutlich, dass sich mit der Frage der Liturgie auch eine rechtliche Dimension verbindet: Wer gibt das Recht auf die Gestaltung des öffentlichen Gottesdienstes? Sollte man da beten, wie es einem das Herz eingibt? Christus gab seinen Jüngern nicht nur Abendmahl und Taufe als Sakramente vor, er lehrte sie auch zu beten, in der Tradition des Judentums, aber als Messias. So ist Kanon des gottesdienstlichen Gebetes der Psalter, ohne ihn wüssten wir nicht recht zu beten. Auch die neutestamentlichen Psalmen aus Lukas, die in den Stundengebeten der westlichen Kirche täglich gebetet wurden, sind aus alttestamentlichen Psalmworten wie zusammengesetzt.

Das alte Wort der „Handreichung“ macht den rechtlichen Charakter deutlich: Sie berechtigt, etwas in rechter Weise zu tun. Dem zum Liturgen Ordinierten wird es in die Hand gegeben, recht im öffentlichen Gottesdienst zu predigen und zu beten. Aber das ist eine innergemeindliche Aufgabe. Die Ordinierten stehen nicht über der Gemeinde. Wahrhaft gegenüberstehen können sie der Gemeinde nur, wenn sie sich als ihren Teil verstehen. Sie sind nicht Christi Stellvertreter, das war eine der Haupterkenntnisse der Reformation des 16. Jahrhunderts. Umgekehrt bedeutet dies, dass sich die betende Gemeinde gemeinsam als Gemeinschaft der Liturgen begreife. Das ist Sinn der Rede vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen. Es ist dabei nicht entscheidend, wichtig oder auch nur ratsam, dass jede, jeder predigt oder das Abendmahl einsetzen darf. Wichtig ist, miteinander zu beten und auf Gottes Wort zu hören, sich im Namen Christi zu versammeln. Das ist der Stiftungszweck der uns nur anvertrauten Kirchengebäude. Ihn erfüllen wir nur, wenn wir auch in ihnen gemeinsam sonntäglich beten.

Richtig und falsch, alt und neu in der Liturgie

Wir verbinden mit den Worten alt und neu Wertungen. Die wir die Bibel als Kanon der Liturgie verstehen und nehmen, als Richtschnur für unser Beten, unsere Versammlungen, sollten uns davor hüten. Alter oder Neuheit sind keine Qualitätsmerkmale in Bezug auf Gott und unseren Glauben.

Auch die Kategorien richtig und falsch sind für Liturgie fragwürdig. Wenn das Abendmahlbrot aufwändig hinter der Ikonenwand in der Griechischen Kirche bereitet wird, was für viele im Westen nahezu als absurd oder zumindest exotisch angesehen wird, ist nicht „falsch“. Ob man das Glaubensbekenntnis gleich nach der Evangeliumslesung folgen lässt oder erst nach der Predigt spricht, ist weder falsch noch richtig. Liturgie ist ein Gesetz anderer Art. Beide Möglichkeiten lassen sich begründen und haben etwas für sich, aber auch etwas gegen sich. Es ist ein Zeichen von Unverständnis, wenn man so Liturgien kritisiert. Der Maßstab lautet hier anders: Liturgie sei möglichst recht und billig, wie man früher sagte. Sie messe sich an der Offenbarung Gottes, sie soll eine Versammlung im Namen des Dreieinigen, im Namen Christi sein. Sie soll auch nicht einer bestimmten Theologie entsprechen, sondern dem Dogma. In der Universitätsordnung sieht es so aus, als sei die „Praktische Theologie“ eine Anwendung von biblischer und systematischer Theologie. Dann müssten Schleiermacheranhänger und Barthianer, Söllibewunderer und die unterschiedlichen exegetischen Schulen verschiedene Liturgien haben. Haben sie leider auch, aber das ist von Übel. Die Gottesdienste sollten sich nicht zu weit von den grundlegenden Dogmen hervorwagen.

Allerdings sieht man gerade darin heute Probleme. Die „Dogmen“ sind unverständlich geworden, weil sie mit gängigen Denkmustern nicht überein zu bringen sind. Sie verlangen aber kein „Opfer des Intellekts“, dafür sind Thomas von Aquin, Luther, Hildegard von Bingen oder Augustinus mit einem Heer an äußerst klugen und mit Vernunft begabten Menschen äußerst beredete Zeugen. Wir sollten umgekehrt herangehen. Die Mühe, etwas von der Offenbarung zu verstehen, bewegt sich nicht im Irrationalen. Auch ist es mit der Offenbarung nicht so, dass jemand „mehr“ versteht als ein anderer. Welch Irrsinn wäre es, wenn wir da zum Beispiel Mose mit Jesaja, Maria oder den Aposteln vergleichen wollten!

So brauchen sich Gemeindeglieder, die miteinander eine Gottesdienstordnung „lesen“ sich nicht minderwertig vorkommen. Umgekehrt sollte sich kein Pastor für einen Glaubensexperten ausgeben. Das wäre genauso ein Zeichen von Hochmut, als wenn jemand in der Kirche „Karriere“ im geistlichen Sinne machen wollte. Pastörlisches Gehabe ist schlicht lächerlich.

PastorInnenmangel¹ und Gottesdienstausfall

Die zu Liturgen und PredigerInnen Ordinierten sind Mangelware geworden, was noch keine Zukunftsängste auslösen müsste, denn es gibt zahlreiche Theologen in „übergemeindlichen“ Dienststellen, auch fehlt es in anderen Berufen an Fachkräften. Zugewanderte aus anderen Ländern kommen als evangelische PfarrerInnen zumeist eher nicht in Betracht. Man zögert aus verständlichen Gründen, Laien in der Gemeinde das Recht zur Taufe, zum Abendmahl und vor allem zur „freien Wortverkündigung“ zuzulassen, obgleich allen völlig klar ist, in der Not darf jeder Mensch zum Beispiel taufen, selbst ein Ungetaufter. Es käme auch niemandem in den Sinn, einem Nichttheologen zu untersagen, die Frohe Botschaft weiter zu sagen oder miteinander zu beten, wie es Mütter und Väter am Bett ihrer Kinder tun sollten.

Es ist eine schöne und in der Regel auch segensreiche Einrichtung, „Lektoren“ so zu schulen, damit sie mit dem Amt der freien Wortverkündigung und auch die Verwaltung des Abendmahls bei konkreter Beauftragung durch Ordinierte betraut werden können.

Aber nun verwaisen mehr und mehr Kirchen. Und da es von Alters her, von neutestamentlicher Zeit an als angenehmste Pflicht angesehen wurde, dem göttlichen Feiertagsgebot mit sonntäglichem Gottesdienst zu entsprechen, sehe ich jede Kirche als zumindest zeitweise verwaiste Kirche an, in der sich an einem Sonntag keine Gottesdienstgemeinde versammelt.

Wir haben die Messlatte hoch angesetzt, wenn wir dafür gut bezahlte und über viele Jahre ausgebildet Akademiker benötigen, um so etwas überhaupt stattfinden zu lassen. Sie sollen professionelle Prediger und professionelle Liturgiker sein, die es auf einem Niveau mit den Schätzen orthodoxer Liturgie aufnehmen können. In der Orthodoxie wird öffentlich auch ohne solche hoch gebildeten Menschen öffentliches Beten gewährleistet. Gepredigt freilich wird

¹ Ich tue mich schwer mit Gendersprache. Sie löst nur bedingt Widersprüche, häufig ruft sie neue hervor.

dort nicht so einfach, da halten sich selbst Priester auch zurück, man traut den uralten, fest formulierten Gebeten zu, für aktuellen Gottesdienst ausreichend zu sein. Selbst die Lesungen werden nach alten Übersetzungen geboten, die kaum verstanden werden. Sie werden ungedeutet dem Volk zugemutet. Das entspricht nicht unserer Kirche der Reformation. Aber es entspricht ebenso wenig unserer der Reformation des 16. Jahrhunderts Gottesdienste reihenweise ausfallen zu lassen oder derart über das Ziel hinauszuschießen, dass man wesentliche Begrifflichkeiten in „leichte Sprache“ so übersetzt, dass man Worte wie Barmherzigkeit und Gnade kaum mehr gebraucht oder die Rede von der Trinität sexualisiert, weil man meint, mit der Anrede „Herr“ sei Gott als Mann gekennzeichnet. Zu weit gezielt ist es auch, wenn man lieber gar nicht am Sonntagvormittag betet, weil man zu wenig Ordinierte im Plan hat. Beten und auf Gottes Wort öffentlich und gemeinsam hören kann man auch ohne sie. Warum wird dies nicht gefördert? Muss nicht der Gottesdienst in der Kirche höchste Priorität haben?

Ich plädiere für Gottesdienstformen, mit denen theologische „Laien“ miteinander beten können. Es sollte sich dabei um vorformulierte Texte handeln, denn das Geschäft der Liturgie ist eine hohe Kunst, dem auch theologische Akademiker nicht immer besonders gerecht werden. Dieses gemeinsame Beten sollte nicht die uns anvertraute Gottesdienstliturgie ersetzen, sondern nur verhindern, dass das gemeinsame Beten „ausfällt“ und damit sich die Kirche selbst den Boden entzieht. Ihre vornehmste Aufgabe ist die Erfüllung des Feiertagsgebots. Dafür Hürden aufzubauen, ist äußerst bedenklich.

Sonntagsbrevier

Ich habe für diesen Zweck dieses Sonntagsbrevier entworfen. Darin steckt das Wort „brevis“ – kurz. Ein Brevier nannte man das Buch mit abgekürzter Liturgie des Stundengebetes, das vor allem in Klöstern praktiziert wurde. Auch dafür bedurfte es nicht der Anwesenheit eines Priesters. Dem entsprach in den protestantischen Kirchen die Tradition der „Andacht“. Für Stundengebet und Andacht ist keine Auslegung vonnöten, auch nicht jemand, der ein besonderes Amt bekleidet. So etwas kann man gemeinsam verantworten. Es ist im Übrigen in Jesu Wort von seiner Gegenwart in unseren Versammlungen auch nicht von einem Bevollmächtigten die Rede: „Wo sich zwei oder drei in meinem Namen versammeln, bin ich mitten unter ihnen.“

Ein Brevier lässt sich ablesen. Jede, jeder kann einen Part übernehmen. In der Liturgie der Alten Kirche gab es jeweils zwei Liturgen im Dialog miteinander, den Priester und einen Diakon, wenn möglich noch einen Chor. In meinem Brevier sind die Grundfunktionen LektorIn und ein BeterIn. Man kann also dieses Brevier beten und singen zu zweit, zu dritt, oder eben auch mit mehr Personen. Nicht alle müssen etwas sagen oder etwas vorlesen. Es bedarf auch keiner anderen Vorbereitung als kurzen Absprachen, wer was liest oder was man singen möchte. Auch ohne Musik lässt sich dieser Gottesdienst feiern, was freilich schade wäre. Man sollte sich jedoch scheuen, für die Musik „Konserven“ zu benutzen, denn so etwas hat seine Eigenwirkung. Entscheidend für das gemeinsame Beten ist das persönliche Beisammensein, wie wir auch auf die Gegenwart Gottes in Christus vertrauen. Virtuelle Präsenz bringt diese Erwartung durcheinander. Nichts unterstreicht die Verlassenheit einer Kirche mehr, als wenn für die Touristen ein Soundteppich ausgebreitet wird, der die Stille der Kirche vernichtet. Stille ist die Voraussetzung der Rede.

Sitzen oder Stehen

Unsere Kirchen sind erst in den letzten Jahrhundert bestuhlt worden. Zuvor durfte in der Kirche nur der Bischof „thronen“, in Orthodoxen Kirchen stets an der Seite, nie vorne. Das hätte man als Vermessenheit gedeutet. Wer stand, stand vor Gott, wie man es bis heute bei Staatsempfängen tut, bevor man sich zu den Reden setzt. Die Mönche „saßen“ stehend in ihrem Chorgestühl, sich auf ein „Paternoster“ genanntes Stück Holz mehr stützend als sitzend. Bei einer Andacht zu stehen, ist also keine schlechte Lösung, auch darum, weil dann das Problem der Sitzordnung nicht auftaucht, wonach der dann Stehende ein besonderes Amt signalisiert. Doch allzu wichtig ist das nicht, man kann auch im Halbkreis im Chorraum beieinander um den Altar herum sitzen. Man darf so etwas durchaus als eine Entsprechung zum Abendmahlsempfang werten. Wir sind auch im Hören und Beten Gäste an Gottes Tisch.

Die Zuwendung zum Altar symbolisiert die Zuwendung zu Gott, in alten Kirchen jeweils der Osten einer Kirche, wo keine Tür ist, es aber Fenster der aufgehenden Sonne entgegen geben mag: Die Sonne der Gerechtigkeit möge in unseren Herzen aufgehen.

In einem Gottesdienst wenden wir uns gemeinsam Gott zu, und erst wie im Nachhinein auch einander zu: Wir versammeln uns im Namen Christi. Es ist ja stets entscheidend, als wer wir uns einander zuwenden, im Gottesdienst tun wir es als Getaufte und Abendmahlsgäste. Das ist die Grundhaltung der Liturgie.

Die Liturgie erklärt sich selbst

Will man wissen, warum eine Kirche so aussieht, wie sie ist, was Abendmahl bedeutet oder eine Predigt ist, muss man auf die Texte und das Geschehen selbst schauen. Es führt auf Abwege, wenn wir die Liturgie von außen her erklären wollen, als Schauspiel, religiöses Ereignis, Frömmigkeitsübung oder „Veranstaltung“. All dies vereinfacht, erklärt das Geschehen durch fremde Vorstellungen und wird so dem Geschehen nicht gerecht. Man kann das Vaterunser wunderbar „erklären“, wenn es aber nicht gebetet wird, ist es nicht, was es sein sollte. So könnte man Glauben haben, der Berge versetzte, ohne Liebe wäre das alles „nichts“, wie Paulus schreibt.

Es ist verbreitetes Missverständnis, wollte man den Gottesdienst dadurch verständlich machen, dass man ihn in fremde Worte leichthin in übliches Verstehen übersetzt. Eine gute Übersetzung hat die gegenteilige Ausrichtung, sie hat das Original als Zielpunkt. Übertrage ich einen Text einer anderen Sprache in meine eigene, vertraute Sprache so, dass er darin verschwindet, habe ich nichts gesagt. Gelingt es mir aber, trotz der anderen Sprache den Hörer oder Leser dahin zu führen, zu verstehen, was er zuvor nicht verstand und einer anderen Sprachwelt entstammt, habe ich etwas für ihn Neues ihm sagen dürfen.

Beispiel dafür mag das Wort „Sünde“ sein: Wir gebrauchen es nur in Bezug auf Gott und sein Gebot. „Erklären“ wir es in der Weise, dass es nur etwas sei wie Bruch von menschlichen Regeln, verstehen wir das Wort nicht oder missdeuten es. Gottes Recht und menschliches Recht unterscheiden sich aber grundsätzlich. Die Gebote verbreiten keine Moral, über die man auch anderer Meinung sein könnte, sondern sind Gottes Wort an uns und helfen uns, eine Moral zu entwickeln. Ob eine Handlung „Sünde“ ist, kann man nicht an ethischen Systemen ablesen. Unsere Rede von Gottes Gerechtigkeit aber kommt nicht ohne die Rede von Sünde und Vergebung aus.

Wir sollten nicht den Anspruch haben, alles am Gottesdienst und damit an Gottes Offenbarung zu verstehen. Auch zwei Menschen verstehen einander nicht völlig, wir verstehen nicht einmal uns selbst immer. Man erwartet nicht, dass sich große Kunstwerke in Museen einem auf Anhieb erschließen oder man sie je völlig verstehen würde, und doch bewundert man sie und „hat etwas davon“. Es wäre eine Beleidigung, würde man darum den Betrachtern stets nur eine Lightversion des Kunstwerkes zumuten, sie mit bunten Reproduktionen abspeisen oder nur eine Grundschulversion von Romeo und Julia im Theater für Erwachsene aufführen. Aber so verfahren unsere Kirchen bisweilen mit ihren Gottesdiensten und liturgischen Schätzen.

In einem Brevier wird nichts vereinfacht, sondern nur abgekürzt. Im Stundengebet werden nicht fünf Hymnen gesungen, sondern nur einer, aber der im Original, so kompliziert er auch ausgedrückt sein mag. Nur inhaltlich komplexe Texte kann man wieder und wieder lesen und hören.

Betet man die ganze Woche über ein Brevier, wird man auf den Gottesdienst am Sonntag bestens vorbereitet. So soll auch mein „Sonntagsbrevier“ nicht den Hauptgottesdienst ersetzen, sondern auf seine Fülle vorbereiten.

Die Liturgie des Sonntagsbreviers

Es handelt sich bei den folgenden Entwürfen mithin um eine Abkürzung des Sonntagsgottesdienstes, der „Messe“, wie die Reformatoren selbst noch ohne Scheu sagten. Zwei Elemente fehlen dabei, die Predigt und das Abendmahl. Für viele fehlt damit alles, worauf es ankommt, was aber auch ein bedenkliches Zeichen ist, achtete man den „Rest“ gering oder nur als Beiwerk. Somit heben wir hervor, was im Gottesdienst zurzeit bisweilen in die zweite und dritte Reihe gerutscht ist. Selbst die biblischen Lesungen scheinen hin und wieder nur als Grundlage für eine Predigt zu dienen, obgleich die Aufgabe der Predigt nicht ist, das Volk zu belehren, die Fähigkeiten des Predigers hervorzuheben, seine frommen Gedanken oder Meinungen zu diesem oder jenem auszubreiten, sondern zum Bibeltext hinzuführen. Predigt dient dazu, möglichst genau auf Gottes Wort zu hören. Darum war eine erste Form der Predigt die „Homilie“. Das waren eingestreute Bemerkungen in der Lesung, jeweils mit einem Gebetssatz abgeschlossen. Es gab aber auch Zeiten, in denen aus den Bibeltexten nur eine Moral herausgelesen wurde.

Es darf als Überheblichkeit gewertet werden, wenn man meint, der Laie solle besser nicht ohne akademische „Erklärung“ oder Deutung einem Bibeltext begegnen. Es ist ebenfalls kein Zeichen von Demut, wenn man in Bezug auf Gott immer alles sofort verstehen möchte wie beim Lesen der Bildzeitung.

Predigt und Abendmahl dürfen im Sonntagsgottesdienst nicht fehlen. Darum ist mein Brevier auch keine Lösung für die verwaisten Kirchengebäude und ihre Gemeinden. Es ist nur Provisorium und Platzhalter. So aber die entsprechenden Personen für eine volle Liturgie zeitweise fehlen, und Gottes Mühlen mahlen langsam, soll doch darauf verwiesen werden. Ich habe versucht, dem dadurch gerecht zu werden, dass ich eine bewusst äußerst kurze Besinnung zu den Lesungen anbiete und jeweils auf einen Aspekt des Abendmahls hinweise. Es sind nur Ansagen im wörtlichen Sinn. Predigt und Abendmahl sollen nicht ersetzt werden durch eine vielleicht nicht so ernst zu nehmende „Laienpredigt“ oder ein niederschwelliges Agapemahl. Der Wunsch nach Predigt und Abendmahl soll durch das Brevier verstärkt werden. Die längst Realität gewordenen Lücken landauf landab mögen schmerzhaft empfunden werden, wie dem Bräutigam die Abwesenheit seiner Liebsten.

Bilder

Es wäre ein eigenes Kapitel, sich der liturgischen Bildwelt in unseren Kirchen zuzuwenden, wozu auch unsere mittelalterlichen Kirchengebäude selbst zählen. Hier soll nur von der Bildwelt im Text der Bibel und den liturgischen Vorgängen die Rede sein. Unsere Bibel als Kanon des Gottesdienstes spricht in Bildern: Gott ist Licht, der Herr ist mein Hirte. Christus spricht: Ich bin der Weg, die Tür, der Weinstock. Er ist das Haupt, wir seine Glieder. Wir sind lebendige Steine,... Auch die Psalmen, das Lehrbuch des Gebetes für Juden und Christen ist ein Bilderbuch.

Bilder sprechen unmittelbar zu uns, sie haben nicht ein geringeres, sondern ein reicheres Bedeutungsfeld als logisch präzise Argumentationen. Sicher kann man da auch viel missverstehen, missdeuten, aber wenn wir alle Bilder in logische Eindeutigkeit auflösen oder definieren, wie das genau zu verstehen sei, hat Gottes Wort seine Lebendigkeit eingebüßt. Die Rede vom Heiligen Geist ist wesentlich mit dem Geschehen der Liturgie und der lebendigen Vielgestaltigkeit der Bilder verbunden. Diese Bilder machen nicht wir uns, sondern Gott gibt sie uns, damit das Herz verstehe. Ohne Bilder würde an die

Stelle des Fleisch gewordenen Wortes Gottes in Christus abstrakte Frömmigkeitslehre, eine theologische Philosophie treten, die nichts „fürs Volk“ wäre. Gott spricht der Bibel nach wieder und wieder nicht nur in sprachübergreifende Bildsprache, sondern auch durch Ereignisse. Eine systematische Theologie dagegen finden wir in der Bibel nicht. Sie soll wie die Dogmatik nur Wächterin sein, damit man nicht durch Missverständnisse den Boden rechter Liturgie unter den Füßen verliert und die Bibel auslegt, wie es einem selbst gefällt und sie meinem Denken zupass käme.

Liturgische Texte sind hoch konzentrierte Texte, wie man an altkirchlichen Hymnen ablesen kann. Ihre Komplexität bekommen sie auch durch den Kontext der Heiligen Schrift. Christus ist die Mitte aller biblischen Schriften. Darum brauchen sie poetische Kraft, denn Poesie „reimt“ sich, stellt Bezüge her und lebt von Offenheit.

Ich vermesse mich nicht, diese Qualität von meinen Texten zu behaupten, aber die Richtung muss stimmen. Liturgie ist Rede angesichts Gottes. Da hat man sich gewählt auszudrücken und sollte nicht einfach vor sich hin plappern und allzu leger, lässig sprechen. Sonst redet man an der Majestät und Herrlichkeit Gottes schlicht vorbei und begreift gar nichts mehr, gerade wenn man meint, alles bestens zu verstehen. Es gilt, sich auf Gottes Wort einzulassen, und das ist nur in Demut möglich, da gilt es arm im Geist zu sein, sonst sind wir nicht fähig, auf Gottes Geist zu lauschen.

Das Kirchenjahr

Zum Brevier-Gottesdienst, bzw. Andacht in dieser Form benötigen wir zwei weitere Bücher: Das Perikopenbuch und das Gesangbuch. Im Perikopenbuch sind die Lesungen für die jeweiligen Sonntage und Festtage aufgeführt, ein Psalm, eine alttestamentliche Lesung, eine „Epistel“ und das Evangelium des Sonntages. Auch findet sich hier der Wochenspruch, bzw. Eingangsvers für das jeweilige Fest und ein Hallelujavers. Ich finde es fragwürdig, wenn heutzutage an diesen Lesungen aus welchen Gründen auch immer gespart wird. Ein Akt der Demut Gottes Offenbarung gegenüber scheint mir das eher nicht zu sein. Wir dürfen dem Laien durchaus zumuten, die Bibel auch unkommentiert im Gottesdienst zu Wort kommen zu lassen.

Die Perikopen sind das Grundgerüst des Kirchenjahres. Die Lesungen sind es, die aus dem zweiten Sonntag nach Ostern den Hirtensonntag werden lassen.

Pfingsten ohne die entsprechenden Lesungen wäre nicht Pfingsten. Im Perikopenbuch sind zusätzlich noch „Predigttexte“ angegeben. Will man sie verwenden, sollte man sie mit den entsprechenden Grundtexten austauschen. Ich habe mich in diesem Buch an die in unserer Kirche geltende Perikopenordnung gehalten.

Es gibt durchaus gottesdienstliche Lesungen, die man ohne Deutung schwer aushält, wie zum Beispiel die Geschichte von Isaaks Nichtopferung. Das hat verschiedene Gründe. Ein Teil liegt darin beschlossen, dass wir in gebräuchlichen Missdeutungen festhängen, zum anderen dass wir den Texten mit einem Vorverständnis begegnen, die uns keinen guten Zugang zu diesen Texten erlauben. Es bleibt aber auch immer ein Rest, der uns diese Abschnitte „dunkel“ erscheinen lässt. Kein ernst zu nehmender Exeget hatte den Anspruch, alles in der Schrift völlig zu verstehen oder den Sinn auch nur eines einzigen biblischen Buchs ausgeschöpft zu haben. Dass wir nicht alles verstehen sollten wir akzeptieren. Dass wir stets auch viel missverstehen in die eine oder andere Richtung, ist gewiss. Wir wissen, dass das eigentliche und alles aufschließende Wort Gottes Christus selbst ist, der uns Liebe gebietet, die alles andere überstrahlt. Es gilt für die Heilige Schrift die alte Regel der Exegeten: Verstehe das Dunkle vom Hellen her, und das Licht ist Christus selbst. Nicht ihn begreifen wir völlig, sondern von ihm her erschließt sich uns auch das Alte Testament und all das, was wir im Moment oder auch auf lange Zeiten nicht recht begreifen können. Wir sehen und sehen nicht, wir hören und hören nicht. So sind uns viele biblische Perikopen völlig klar, und doch stehen wir als Schüler von Gottes Wort immer wie am Anfang. Den wichtigsten hermeneutischen Schlüssel aber finden wir weniger auf einer Schulbank, als im liturgischen Geschehen, denn hier ist uns Christus gegenwärtig. In dieser Weise lässt sich sagen, dass wir es dem Geist Gottes zutrauen dürfen, auch dem etwas klar werden zu lassen, der in einer Klassenarbeit kaum einen Aufsatz zu dieser Perikope verfassen könnte. Christus ist es im Geist Gottes, der sich den „Unmündigen“ offenbart. Es gilt für alle gleichermaßen, „arm im Geist“ zu sein und sich nicht als Experte in Glaubenssachen zu exponieren. Auch darum ist es höchst fragwürdig, wenn die Kirche Gottesdienst davon abhängig macht, ob ein theologischer Akademiker anwesend ist.

Inkulturation

Bei „Inkulturation“ geht es um ein Gegenüber und Miteinander von Gewohnheiten und kulturellen Eigenarten: „Inkulturation bezeichnet das Einbringen von Verhaltensmustern, Gedanken über Dinge oder Ansichten von einer Kultur in eine andere.“ Man kann unsere Gottesdienste und damit den Kern unserer Kirche als kulturelle Eigenart verstehen. Die entsprechenden Fragen der Assimilation oder Fremdbestimmung sind entsprechend historisch aus der Frage der Mission erwachsen. Dabei gibt es jedoch auch ein grundsätzliches Missverständnis: Jesus Christus predigte das Reich Gottes. Es ist aber etwas anderes, wenn eine Kultur, die auch vom Reich Gottes geprägt ist sich einer anderen Kultur gegenüberstellte, wie es bei der Mission des 19. Jahrhunderts nicht zu übersehen war: Mit den Geboten der Bibel war eine Kultur sehr enge und offenbar untrennbar verknüpft, die alles andere als Deckungsgleich mit der Kultur des Reiches Gottes war.

Es geht also um mehr, als um das Ineinander von zwei einander fremden Kulturen, zu denen ich auch die Eigenart unserer Konfessionen zähle. Es geht im Kern um Gottes Wort unter uns Menschen. Dazu passen Muster von Kolonisierung oder auch nur eigener kultureller Überzeugung nicht. Das war das Problem der Mission des 19. Jahrhunderts: Man sah sich im Glauben einer christlichen Kultur verpflichtet, die man den „Wilden“ oder anderen Religionen nur beizubringen gedachte. Mission und Kolonialismus verbanden sich auf unheilvolle Weise. Das gilt aber auch für alle unsere Überzeugungen, mit denen wir agieren. Im 16. Jahrhundert schrieb man das Adjektiv christlich mit dem ersten Buchstaben groß: Christlich. Damit wollte man deutlich werden lassen, dass es sich von anderen Adjektiven dadurch unterschied, dass man bei diesem Adjektiv nicht von dem Subjekt Christus absehen durfte. Sobald man eine Kultur von ihm ablöste oder meinte damit handhaben zu können, verließ man den Bezug zur Liturgie, zur Gegenwart Christi. Darum wollen wir auch niemanden „überzeugen“, sondern geben nur Zeugnis von Christus. Und das geschehe nicht vor allem in Reden und Argumenten, sondern in dem, was sich als Liturgie herausgebildet hat.

Gottes Wort ist zudem keine „Kultur“, die sich entsprechend definiere ließe. Unser Umgang damit dagegen ist eine solche. Wikipedia definiert: „Kultur bezeichnet im weitesten Sinne alle Erscheinungsformen menschlichen Daseins, die auf bestimmten Wertvorstellungen und erlernten Verhaltensweisen beruhen und die sich wiederum in der dauerhaften Erzeugung und Erhaltung von Werten ausdrücken – als Gegenbegriff zu der nicht vom Menschen

geschaffenen und nicht veränderten Natur.“ Es ließe sich hinzufügen: also auch zu Gott und seinem Wort.

So steht selbst nicht eine Gottesdienstkultur einer ihr fremd gewordenen Moderne oder Postmoderne gegenüber, sondern Gottes Wort aller Welt. Gottes Wort fügt sich nicht einfach Menschenwort ein, es fordert alle Kulturen heraus, darauf zu reagieren. Gott gebietet, er fragt nicht vorsichtig nach, was uns an ihm gefallen möge oder was daran uns genehm wäre. Liturgie ist die Kultur des Verstehens von Gottes Wort. Theologie mit ihren „Fächern“ ist Hilfswissenschaft für die Liturgie. Gottesdienst ist nicht die Anwendung theologischer Wissenschaft, wie man es im Gefolge von Daniel Friedrich Schleiermacher ansah und ansieht, und dann auch allzu bereitwillig neue Erkenntnisse von verschiedenen Kulturwissenschaften in der gottesdienstlichen „Praxis“ anwendet. Da ist die Richtung verkehrt.

Der Gottesdienst der Kirche ist darum auch nicht einfach mit der Entwicklung der Kulturen mitgeschwommen, er hat sich ihnen vor allem auch entgegengesetzt. So war die Gründung des Benediktinerordens weitgehend eine Absage an etliche gesellschaftliche Normen. Die Männer trugen keine Schwerter und man verzichtete auf Eigentumserwerb,... Die Mönche und Nonnen zogen Mauern zwischen den Normen der Gesellschaft und ihrem täglichen Gebet. Damit definierten sie auch den Begriff der Arbeit neu.

Luther übersetzte auch nicht einfach die Bibel ins übliche Deutsch, sondern schuf mit Hilfe von Gottes Wort eine Sprache, die mit seiner Übertragung fähig geworden war, als liturgische Sprache zu fungieren. Gottesdienst war somit schon immer bewusst ein Fremdkörper in den Kulturen und hat gerade dadurch seine schöpferische Kraft bewahrt.

Wöchentlicher Synagogengottesdienst und christliche Gottesdienstformen sind Veranstaltungen, die nicht nur Jahrhundert überdauert haben, sondern die Kulturen geschaffen haben, vom Kirchenbau über Dichtungen, Musik und Malerei. Gottes Wort spricht in das Gewissen von Völkern und ihrem kulturellen und politischen Leben.

Wir haben unangemessene Erwartungen, wenn wir von einem „modernen Gottesdienst“ sprechen, in dem es in einer Weise ablaufen soll, wie wir es auch von anderen „Veranstaltungen“ gewohnt sind. Gott will nicht unseren Gewohnheiten entsprechen, sondern stellt unsere Gewohnheiten infrage. Sein Wort will uns heilen und nicht nach dem Munde reden. Er darf in diesem Sinn durchaus ungewohnt, schwer verständlich und sogar unbequem erscheinen.

Vertrautheit

Im Beten werden wir mit Gott vertraut.

Es ist eine grundsätzliche Schwierigkeit, einerseits auf Neues zu hören, und zugleich mit den Worten eines Vorbeters zu beten, die ich zuvor nicht verinnerlicht habe. Zu viel Neues bremst das Gebet aus. Ich kann nicht gut gleichzeitig Hören und sogleich innerlich mit dem eben Gehörten sogleich sprechen. Darum haben wir die Form der Fürbitte: Eine Bitte wird vorgetragen, es gibt dann die einstimmende vertraute Bitte: Herr erbarme dich! Wir wollen im Gottesdienst nicht nur mitbeten oder einem Beter zuhören, sondern selbst beten.

Im mittelalterlichen Gottesdienst von Nikolas Casabilas lesen wir davon, wie die einfache Bitte um Gottes Erbarmen den Kern unseres liturgischen Verhaltens zusammenfasst. Die Bitte richtet sich auf Gottes Gnade aus und spricht unser Bekenntnis, unseren Glauben aus. In ihr richten wir uns auf Gottes Verheißung aus. Darum, so Nikolas Casabilas, ist dieses Gebet ausreichend für den Glaubenden. Und welches Ziel wäre höher gesteckt, als selbst barmherzig zu werden?

Vertrautheit mit sich wiederholenden Formen und Formulierungen ist darum wesentlich für das Gebet. Ein Brevier wird somit mit der Zeit zu dem, wozu es gut ist. Regelmäßigkeit im Beten lässt uns wahrhaft einstimmen. Das Feiertagsgebot beruht auf wöchentlicher Erneuerung, ohne dass es darum immer nur Wiederholung von ewig Gleichem wäre. Es ist göttliche Weisheit, dass wir durch den wöchentlichen Feiertag glauben und beten lernen, und uns mit der Gegenwart Christi Gottes gewiss werden. Es kann nicht oft genug gesagt werden: Der Kirche ist es aufgegeben, dem Feiertagsgebot dienstbar zu sein, und zwar am Tag der Auferstehung Christi, dem Ersten Tag der Woche. Alles andere an der Kirche habe dem dienstbar zu sein. Die Kirchengebäude sind die „Stadt auf dem Berge“, von der Christus spricht. Und es ist schlimm und schmerzhaft, wenn da das Licht ausgeht. Dort empfangen wir das Licht in unseren Herzen, damit wir dem Gebot Christi überhaupt gehorchen können: „So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen!“

Das widerspricht unserer Eventkultur also im Grundsatz. Bei aller Freude an neuen Liedern oder überraschenden Gedanken, Vertrauen braucht Kontinuität und Verlässlichkeit. Wir „machen“ und „veranstalten“ auch keinen Gottesdienst. Auch um dies deutlich sein zu lassen, ist das althergebrachte Grundverständnis, dass wir nur teilhaben am himmlischen Geschehen vor dem

Altar Gottes. Von diesem Bild ist die Orthodoxe Liturgie getragen, aber auch zum Beispiel die lutherische Mecklenburgische Kirchenordnung betrachtete die sonntägliche Messe in dieser Weise. Wir zelebrieren nicht unseren Glauben oder unsere Frömmigkeit, sondern hören auf Gottes Wort und lassen uns zum Abendmahl laden.

Die Kirchenordnungen der Reformationszeit boten sich wiederholende Tagesgebete an. Das Gesangbuch Luthers hatte nur wenige Lieder, die immer wieder gesungen wurden. So gingen sie den Menschen in Fleisch und Blut über, es wurden ihre Lieder. Sie eigneten sie sich an mit ihren Texten und Melodien, sie kannten sie in- und auswendig.

In der Vielfalt des Reichtums springe man nicht einfach nur immer nach Neuem. Wir sind gewohnt, in Wellen uns Dinge anzueignen. Welle folgt auf Welle, das ist der Sinn des Wortes der Mode, des Modernen. Gottes Wort und Gebot aber ist mehr als eine solche vorübergehende Welle Das Vaterunser bleibt ewig gleich. Der Segen bleibt ewig gleich. Das Abendmahl bleibt, wie es war. Wir verändern die Taufworte nicht. Die Bibel bleibt Richtschnur unserer Gottesdienste. Der klassische Text der Fürbitte ist seit Jahrhunderten gleich, wir können ihn in ähnlicher Form in der Göttlichen Liturgie des Ostens hören wie in den Liturgien des Westens bis in unsere Tage. Ihre Bitten trugen und tragen die Menschen im Herzen, und sie waren und sind zur Grundlage auch aller persönlichen und auch freien Bitten geworden.

Ich habe darum zu Beginn eines Abschnittes im Kirchenjahr Tagesgebet und Fürbittgebete, neben dem Vaterunser (und dem Abendmahl) die tragenden Gebete unserer Gottesdienste fett gedruckt gegeben und im Anhang wiederholt. Sie können dann auch die gesamte Epiphaniastzeit oder Osterzeit über gebetet werden, das ist nicht von Schaden, im Gegenteil. Dann fällt es allen leicht, wirklich miteinander zu beten, mit vertraut gewordenen Gebeten.

Das Kirchengebäude

Kirchen sind Gestalt gewordene Liturgie, die in den öffentlichen Raum hineinragt. Ihre Form ist nicht zufällig oder beliebig. Die Auffassungen vom Kirchenbau haben sich zwar stets auch verändert, aber seine Wurzel ist gleich. In einer Kirche haben oft viele Generationen Gottesdienste gefeiert. Pastorinnen und Pastoren sind als Dienende darin nur Gäste, sie dürfen sich glücklich schätzen, wenn es ihnen vergönnt war einige Jahre hier eine geistliche Heimat gefunden zu haben. Sie sollten sich hüten, sich vor allem als

Akteure zu verstehen. Besser ist, sie sehen sich als Empfänger einer Gnade an, das entspricht ihrer Beauftragung mehr. Das Gebäude steht oft über Jahrhunderte und symbolisiert eine wandernde, pilgernde Gemeinde, und den Pastoren ist es vergönnt, ein Stück mitzugehen. Auch Gemeinden verändern sich, aber die Kirche symbolisiert ihre Kontinuität und zeigt den Wurzelgrund von allem an: Christus. In ihrer Mitte steht der Altar: Hier lädt der Hausherr zum Großen Abendmahl ein.

Die „Kirche“ als Institution mit ihrer Verwaltung dagegen hat nur niedere Weihen. Sie gleicht dem Küster, der für äußere Ordnung sorgt, die Kirche fegt und Fugen ausbessert. Die Kirche in diesem Sinn gestaltet oft nicht einmal irgendeinen Einrichtungsgegenstand.

Umso wichtiger aber ist der wirklich im Kirchengebäude stattfindende Gottesdienst, das Beten und Singen, das Hören auf Gottes Wort und das Geschehen um den Altar herum. Und wie traurig ist es, wenn zwar die Glocken läuten, für den Denkmalschutz gesorgt ist, aber das eigentliche Leben der Kirche nicht mehr Raum einnimmt! Wenn dann schon kein Abendmahl gefeiert wird und die Kanzel leer bleibt, so sollte doch wenigstens am Sonntag hier gebetet und gesungen werden, denn nur so hat die Kirche wieder Chancen zu wachsen. Samenkörner sind klein. Die Statistik ist für derlei Dinge - wenn Gott im Spiel ist - ein eher nicht so vertrauenswürdiger Messstab. Befragungen vielleicht? Ich stelle mir sie für die ersten Jahrhunderte der Christenheit vor und komme zum Schluss, dass auch dies sich wenig eignet, um „Kirche“ am Leben zu erhalten. Ob da nun fünf, zehn oder fünfzig sich versammeln, ist für das Wachstum von Kirche ebenso unerheblich wie der ein abgefragter Bildungsgrad für den Wert eines Gebetes.

Behüten

Der Herr segne dich und behüte dich! Gott hat im Himmlischen Jerusalem seine Hütte unter uns. Lass uns Hütten bauen! baten die Jünger Jesus auf dem Berg der Verklärung, hier ist es gut zu sein.

Unsere Kirchen sind solche Hütten, wie das Stiftszelt, das mit dem wandernden Gottesvolk zog. Gott bewahrt, hält uns. Gottes Wort rüttelt nicht nur auf, es birgt uns auch.

Geborgenheit dürfen wir in unserem gemeinsamen Beten und Singen spüren und erfahren. Dazu gehört Freundlichkeit. Schmeckt und seht, wie freundlich der Herr ist! So lautet die Einladung zum Abendmahl. So sollten wir einander

auch in Freundlichkeit und Güte begegnen, vor allem, wenn wir wagen, miteinander zu beten, ohne darum die nötige Distanz zueinander zu verletzen. Gebetsgemeinschaften im evangelikalen Raum rücken einem leicht „auf den Pelz“. Öffentliches gemeinsames Gebet wahrt die Distanz und ist dennoch von Güte und Freundlichkeit getragen. Wahre Freundschaft weiß, Abstand zu wahren, ja sie beruht darauf. Nähe ist nur möglich, wenn sie von Respekt getragen ist. Liebe pflegt die Kunst des vorsichtigen Berührens. Distanzlosigkeit ist Gift für sie. Es ist gut zu verstehen, wenn sich Menschen in den Kirchen nicht alle gleich zueinander setzen, das ist nicht von Übel oder ein Zeichen mangelnder Gemeinschaft. Gerade wenn nur Wenige sich zum Gottesdienst versammeln, muss Distanz gewahrt bleiben. Wir versammeln uns nicht einfach miteinander, sondern wenden uns gemeinsam Gott zu. Gott behütet uns auf eigene Weise. Er ist unseren Herzen näher, als wir uns selbst sein können, hat mal jemand gesagt, und doch ist Gott unberührbare Majestät. Thomas durfte den Auferstandenen berühren, aber selig ist, der nicht sieht und dennoch glaubt. Dadurch lernen wir, auch einander zu lieben, ohne dem Anderen zu nahe zu kommen. Dies gehört auch zu der Einsicht, dass Gott im Nächsten zu finden ist.

Das Recht der Gnade

Eigentlich ist dies im Gottesdienst die Mitte von allem, - im Abendmahl ist von Vergebung die Rede, dafür ist das Abendmahl schließlich eingesetzt, das Blut Christi, vergossen für die Sünden vieler. Das Reich Gottes besteht in Gnade, und niemand kommt hinein, an dem auch nur der Schatten des Bösen noch klebt. Es ist gehört zum Selbstverständlichen zu sagen, dass wir erlöst werden müssen, um am Himmelreich Anteil zu haben. Aber all dies ist in der liturgischen Praxis unserer Kirche eher in den Hintergrund gerückt. Wenn von Gnade die Rede ist, erscheint sie oft billig zu sein, leicht vom „lieben Gott“ zu haben, der uns vor allem gerne segnet. Der Segen als Wohltat steht ganz vorn im Schaufenster der Kirche, ein echtes Billigangebot, denn als Evangelische wissen wir ja, dass er nicht mit Verdienst und Guten Werken zu bezahlen ist. Aber auch Geschenke werden vom Recht als eine Form des Handels angesehen. Wir haben da nichts zu verkaufen, aber auch nichts, was wir schenken könnten. Segen als Werbegeschenk für die Hoffnung, dass dann die Menschen weiterhin Kirchensteuer zahlen oder spendewillig sind, ist auch

Handeln mit dem Geist, in der Kirchengeschichte als Simonie verurteilt (Apg 8,5-24).

Sicherlich muss man sich auch vor dem Gegenteil hüten, wo Sünde ein Drohwort ist und mit der Illusion von Heiligkeit oder Frömmigkeit sich Erlösung im Unterschied zu all den Unbekehrten oder lauen Christen mit frommen Versprechen erwerben kann.

Der einzige Ausweg aus dem Dilemma besteht darin, sich der Liturgie zu überlassen und Reizworte wie Sünde und Gnade in dem Kontext zu lassen, in den sie gehören, aus dem heraus sie ihre Kraft entfalten.

Fröhlichkeit und Gelassenheit

Kaum etwas ist uns so ernst gemeint wie die Hochzeit. Und doch sei sie von Fröhlichkeit und Gelassenheit geprägt. Im Gottesdienst nähern wir uns Gottes Güte. Er erlöst uns. So dürfen wir auch in Fröhlichkeit und Gelassenheit Gottesdienst feiern. Aufgesetzt sollte sie jedoch nicht sein. Ich gehe nicht zu weit, wenn ich behaupte, für innere Fröhlichkeit und Gelassenheit, Güte und Freundlichkeit ist der rechte Gottesdienst die vornehmste Quelle.

Gelassenheit unterscheidet sich von Ausgelassenheit. Sie bewahrt Ruhe, auch in den Bewegungen, im Singen, im Sprechen.

Fröhlichkeit gehört zur inneren Freiheit. Und wenn die Welt unterginge, „dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein“. So spricht Psalm 46 in Luthers Übersetzung.

Unser Beten darf getragen sein von innerer Freude und Gelassenheit: „Hier kann ich ruhig sein, ruhig sein in dir.“ So interpretiert ein neues Lied den Psalmvers: Meine Zeit steht in Gottes Händen. (Ps 31) Wir sind von wunderbaren Mächten geborgen, wie Bonhoeffer kurz vor seiner Ermordung dichtete. Wir aber tun uns oft schwer, fröhlich und gelassen zu sein, obgleich wir zumeist kaum bedrängt werden und wir von viel Gutem umgeben sind.

Gottesdienst ist keine Entspannungsübung, aber in ihm erfahren wir Zuversicht und empfangen Grund zur Hoffnung. Als die drei großen Dinge bezeichnet Paulus „Glaube, Liebe und Hoffnung“. Letztere trägt auch unser Gebet.

Gottesdienst als Wohltat

Nichts ist dem Gottesdienst vorzuziehen, „ergo nihil operi Dei praeponatur.“ So sagte Hrabanus Maurus im Mittelalter. Der Lust hat am Gesetz des Herren, ist wie ein Baum an Wasserbächen gepflanzt, heißt es in Psalm 1. Die kurzen und prägnanten Psalmen 133 und 134 entfalten dies: „Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen.“ Und dabei war an Gottesdienste gedacht. „Dort verheißt der HERR den Segen.“ Die Reihe an entsprechenden Zitaten ließe sich weit ausbreiten.

Geknüpft ist dieses Wohlbehagen jedoch immer an rechtes Tun, auch die Vergebung Gottes gibt es nicht in dem Sinn gratis, dass sich dadurch die Versöhnung der Menschen untereinander erübrigen würde. Am vornehmsten und wichtigsten Tun, das der Kirche aufgetragen ist, sollte man zu allerletzt sparen. Es ist ein schmerzlicher Verlust, wenn von dem Gebot nur noch ein moralisches Gesetz in mir und gesellschaftlich gerade geltende Regeln übrig bleiben. Dann steht - im Bild von Psalm 1 gesprochen - der Baum auf dem Trockenen. „Lust am Gesetz des Herren“ ist etwas anderes als Forscherneugier. „Hebt eure Hände auf im Heiligtum!“ Das meint mehr als eine schauspielerisch eingeübte Geste der Pastoren. Und wir müssen das auch nicht wörtlich tun, sondern es gilt „die Herzen beim Herren zu haben“, wie es in der Abendmahlspräfation heißt.

Unsere verwaisten Kirchen

Kirchen, in denen nicht getan wird, wofür sie gebaut worden sind, sind verwaist: Der Himmlische Vater ist nicht da, wenn sich nicht dort eine Gemeinde in Christi Namen versammelt und dort singt, betet und auf sein Wort hört und niemand dort „im Glauben eintritt“, wie es in alter Liturgie heißt.

Aber es gibt vielfache Zeichen des Glaubens in ihnen, bei mittelalterlichen Kirchen oft aus verschiedenen Jahrhunderten. Sie seien uns mehr als bloße Dekoration oder Erinnerung an alte Zeiten. Zum Volk Gottes, unserer Kirche gehören nicht nur die jetzt Lebenden. So wie auch zur Gemeinde die gehören, die gerade nicht dabei sind, so gehören auch unsere Mütter und Väter, all die Generationen seit Christus zu uns. Im Himmel gibt es keine Zeiten mehr, die Generationen trennen. Dies ist im Übrigen auch ein geistliches Argument

dagegen, Gottesdienst ausfallen zu lassen, wenn „nur Wenige“ da sind. Die erste gotische Kirche wurde als Erweiterung bei Paris erbaut, weil sich in der romanischen Kirche die Engel drängeln würden. Die Kirche ist nicht leer, sobald sich Glieder des großen Leibes Christi in seinem Namen darin versammeln, ganz gleich ob sie zwei, drei oder dreihundert sind.

Es ist gut, sich die Dinge in der Kirche und auch das Gebäude selbst geistlich zu erschließen, sie als Ausdruck von Glauben zu verstehen. Sie sind erhaltene Liturgie. Auch wenn uns manches davon fremd erscheint und wir nicht wie sie vor Jahrhunderten beten wollen oder können, sollten wir diese Dinge doch als Worte des Glaubens von Schwestern und Brüdern achten. Wir befinden uns in den Kirchen in einem Raum voller Glaubensgeschichte. Wir singen und hören auf Lieder von Menschen, die schon lange nicht mehr leben, und es hilft uns selbst zu glauben, zu singen und zu beten. So hören wir ja auch auf die Glaubenszeugnisse der Bibel, die wir ehrfurchtsvoll „Heilige Schrift“ nennen. Dies ist im Übrigen auch ein Sinn des Elterngebots: Ehre Vater und Mutter. Mit diesem Gebot ist auch angesprochen, dass niemand sich den Glauben an Gott auszudenken in der Lage ist. Wir vertrauen auf die uns überlieferte Botschaft. Wir dürfen uns von dem Glauben unserer Voreltern getragen wissen. Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, das heißt auch jetzt der Christen aller Zeiten.

Verwaiste Gemeinden

Grundordnung der Kirche ist die von Bischof und Gemeinde. Für die Reformation Luthers war jeder Pastor Bischof seiner Gemeinde. Er lebe mit ihr, teile ihr Leben auch im Alltag. Darum erwartete man von ihm auch eine angemessene Lebensführung. Man wollte nicht nur jemanden, der Riten vollzieht oder weise Dinge zu sagen weiß, sondern einen Bruder in der Familie am Altar und auf der Kanzel sehen, und das nicht in einem abstrakten Sinn.

Der Gedanke eines pastoralen „Teams“ im Sinne einer Organisationseinheit zur Erledigung von Aufgaben ist der Kirche fremd. In der Kirche begegnen wir einander als Personen mit Namen und Verantwortung. Das bedeutet nicht, dass jemand unbedingt hervorstechen soll mit besonderer Heiligkeit. Es geht um das Hirtenamt: Der gute Hirte kennt seine Schafe und die Schafe kennen ihn. Das gilt nicht nur für Christus. Die Gemeinschaft der Glaubenden ist

durch und durch eine Geschichte von Personen. Liebt einander! hat Christus seinen Jüngern geboten. Ein Team organisiert, aber liebt nicht. Gemeinden ohne „Bischof“ im neutestamentlichen Sinn sind verwaiste Familien, selbst wenn sie von lauter wunderbaren „Angeboten“ umworben werden. Als besonders krass empfinde ich den Ausdruck „spirituelle Angebote“, da bin ich gleich bei Simon Magus im 8. Kapitel der Apostelgeschichte. Ich weiß, so ist es nicht gemeint, aber warum redet man dann so? Meist verrät unsere Sprechweise mehr von uns, als uns lieb ist.

Wir sollen und dürfen einander Schwestern und Brüder im Glauben werden. Das ist ungleich wichtiger als perfekte Organisation und vorbildliche Öffentlichkeitsarbeit. Abendmahl kann ich in jeder Gemeinde feiern. Aber für Seelsorge und Predigt ist es ein unaufgebbarer Schatz, wenn man einander kennt und vertraut, einander im neutestamentlichen Sinn liebt. Ich kann nur lieben, wen ich kenne, mit dem ich persönlich vertraut bin.

Unsere kirchliche Öffentlichkeit findet nicht im Internet statt, sondern wird aus dem gemeinsamen Gottesdienst heraus geboren. Ihr Kristallisationspunkt ist Christus selbst, und das geht schlechterdings nicht durch „Organisation“, vom Wort her, also als künstliches Leben, Funktion statt persönliche Begegnung. Kirche als Institution ist ein organisiertes Gebilde. Das kann mithin nicht identisch mit dem Leib Christi sein. Das vermag nur Gottesdienst, wo nur einer das Haupt ist, alle anderen sind nur Glieder, aber eben nicht „Mitglieder“ einer statistisch erfassbaren Gruppe. Ich habe darum nie etwas vom Zählen der „Gottesdienstbesucher“ gehalten. Das verführt zum verkehrten Denken.

Ort und Zeit

Aufgabe der Kirche ist die Bewahrung des Feiertagsgebots. Darum hat der Sonntagsgottesdienst für die Kirche höchste Priorität. Ort und Zeit des Gottesdienstes sind Grenzmark zwischen Himmel und Erde. Das verleiht den Kirchen und der Versammlung der Glaubenden, der Betenden, Hörenden und Feiernden ihre Unantastbarkeit und Achtung.

Es gehört Mut dazu, bewusst sich an diesen Ort zu begeben und verbreiteten Meinungen über Gott und die Welt zum Trotz mit uralten Worten zu beten und zu singen. Auf der anderen Seite ist nichts leichter und einfacher, getragen von den Engelsflügeln des Evangeliums, der Frohen Botschaft Gottes

an uns. Das ist nicht unsere Schwärmerei, sondern wir lassen uns ein auf ein durch Jahrhunderte bewährtes Netz, das Gott uns ausgespannt hat, um es gut mit uns und der Menschheit werden zu lassen. Hier wird Frieden aller Welt verkündet, wie es die Engel den Hirten auf dem Feld von Bethlehem gepredigt haben. Unsere Kirchen sind nichts anderes als dies offene Feld mit den Hirten unter freiem Himmel. Und der Sonntag ist die Zeit, die uns Gott geboten hat, um sich auf Erden Gott zuzuwenden. Es ist der Tag der Auferstehung, der erste Tag der „Neuen Schöpfung“, Zeit, sich dem Himmelreich zuzuwenden, damit das auch bei uns gilt, dass der Wille Gottes im Himmel wie auf Erden geschehe.

Das Ganze der Liturgie

In der orthodoxen Liturgie soll sich das gesamte Leben und Wirken Jesu widerspiegeln, und im Abendmahl die Karwoche und Ostern. Das Ganze hat also in seiner Gesamtheit eine Botschaft, und es ist darum immer fragwürdig, etwas auszulassen. Auch wiederholt sich nichts in der Liturgie. Jedes Gebet hat seine Besonderheit. Der aktuell sehr freie Umgang mit der Grundordnung des Gottesdienstes in unserer Kirche verdankt sich häufig auch schlichter liturgischer Unkenntnis auch seitens der Theologen. Ich habe darum die Plätze des Fehlens von Predigt und Abendmahl deutlich markiert und wahrnehmbar sein lassen.

Das Ganze verlangt auf der anderen Seite aber nicht unbedingt, dass alles vorkommen muss. So habe ich auch auf den liturgischen Rahmen des Evangeliums verzichtet. Mein Argument dabei ist hier nicht, dass das sowieso viele weglassen, weil sie damit wenig anfangen können. Auch könnte man damit argumentieren, dass Einleitung und Abschluss mit Wechselgesang der Zeit entnommen sind, als man das Evangelium sang und nicht sprach. Auch interessiert mich wenig, was Dramaturgen da zu sagen haben, die wissen, wie man die Leute zur Aufmerksamkeit packt. Umgekehrt ist es: Shakespeares Grundschema ist den geistlichen Mysterienspielen des Mittelalters abgeschaut, und diese dem Gottesdienst. Es ist hier nicht der Raum dafür, die liturgische Struktur des Hauptgottesdienstes darzustellen. Mit meiner hier vorgeschlagenen Ordnung möchte ich aber dennoch das Augenmerk gerade auf die Teile und das Ganze des Sonntagsgottesdienstes richten, auf den Bereich,

der von vielen nur als Begleitmusik von Predigt und Abendmahl aufgefasst wird. Wie weit das Bewusstsein, dass das Abendmahl zum Hauptgottesdienst einfach dazugehört, schon von uns gewichen ist, lehrt der Blick auf nahezu jede Sonntagsplanung unserer Gemeinden. „Predigtgottesdienste“ waren nur Nebengottesdienste. In den lutherischen Kirchenordnung hieß es noch für Gottesdienste ohne Abendmahl: „Wenn keine Beichtkinder vorhanden sind“, denn man sollte vor dem Besuch des Abendmahls gesondert beichten. Von meiner letzten Gemeinde sind Bücher vom Ende des 18. Jahrhunderts bis ins 20. Jahrhundert hinein überliefert, in denen (zunächst auf Befehl des dänischen Königs) genau aufgezeichnet ist, wer zum Abendmahl kam. Daran lässt sich ablesen, dass es an jedem Sonntag Abendmahl gab, auch wenn bisweilen nur Wenige daran teilnahmen.

Meine vorgeschlagene Andachtsform gibt in verkürzter Form das Ganze des Sonntagsgottesdienstes dar und ist in mancher Hinsicht vollständiger und ausführlicher als das, was wir landauf landab in Hauptgottesdiensten erleben.